

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

6. (3. ordentl.) Versammlung des IX. Vereinsjahres

6. (3. ordentl.) Versammlung des IX. Vereinsjahres

Mittwoch, den 12. September 1900,

im Bürgersaal des Rathauses Berlin.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.

I. Der Vorsitzende begrüsst die Mitglieder nach den Ferien, teilt den Winter-Arbeitsplan, sowie die Angaben No. II bis XXI mit.

II. Die General-Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte findet diesmal zu Halle a. S. vom 22. bis 27. d. M. statt. Das Programm ist, wie immer bei den Zusammenkünften dieser hochansehnlichen wissenschaftlichen Vereinigung, ein äusserst reichhaltiges, wie Sie aus den ausliegenden Exemplaren ersehen wollen. Anmeldungen sind an den Ortsausschuss zu Halle zu richten.

III. Die General-Versammlung des Gesamt-Vereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine findet ungefähr zur selben Zeit in Dresden, vom 24. bis 28. d. M. statt. Auch hier zeigt Ihnen das ausgelegte Programm eine Fülle wissenschaftlicher Anregungen. Der 24. ist ein Archivtag, bzw. ein Tag der Denkmalspflege. Die I. Hauptversammlung findet am 25. in Dresden statt, die II. (zugleich Festsitzung zum 75jährigen Jubiläum des Königlich Sächsischen Altertums-Vereins) in der Albrechtsburg zu Meissen. Anmeldungen zu richten an Herrn Regierungsrat Ermisch in Dresden.

Der Brandenburgia-Vorstand wird nicht unterlassen dem befreundeten Verein, der auf eine lange, gesegnete wissenschaftliche und gemeinnützige Thätigkeit zurückblickt, die herzlichsten Glückwünsche zu seinem Ehrentage auszusprechen.

IV. Der Nestor der deutschen Anthropologen und Altertums-Forscher Herr Geheimer-Medizinalrat Professor Dr. Rudolf Virchow hat am 18. August d. J. in stiller Zurückgezogenheit zu Wilhelmshöhe unweit Cassel bei seinem Sohne dem dortigen Königlich Gärten-Inspektor Virchow die Feier der goldenen Hochzeit be-

gangen. Rudolf Virchows bahnbrechende Untersuchungen über die heidnische Vorzeit unserer Gegend sind so bekannt, dass sie einer besonderen Anerkennung unsererseits kaum bedürfen. Der Vorstand hat ein herzliches Glückwunschsreiben an das Jubelpaar gerichtet. Möge Herrn Virchow, welcher zu den besten Kennern unserer brandenburgischen Heimat gehört und den wir als Berliner und Brandenburger mit Stolz den unserigen nennen, noch eine lange Reihe fruchtbringender Jahre in ungetrübter körperlicher und geistiger Frische beschieden sein.

V. „Die Volksbibliotheken und Lesehallen der Stadt Berlin 1850—1900. Von Dr. Arend Buchholtz, Bibliothekar der Stadt Berlin. Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der Volksbibliotheken. 1. August 1900. — 115 S. 4° — Als Vorsitzender der Städtischen Volksbibliotheken seit 1874 überreiche ich ein Exemplar dieses buchdruckerisch altertümlich ausgestatteten Werkes für die Bücherei. Dasselbe ist mit einem Bilde Friedrichs von Raumers, des eigentlichen Begründers der Städtischen Volksbibliotheken und der neuen schön eingerichteten Lesehalle in der Glogauer Strasse ausgestattet. Für die Kulturgeschichte und Ortskunde Berlins enthält die Arbeit nebenher eine Menge interessanter, zum Teil neuer Angaben. Typographisch stellt sich das Buch als eine mustergiltige Leistung der auch sonst rühmlich bekannten Kunstdruckerei Otto von Holtens dar. Dem Berliner Fremdenblatt vom 16. d. M. entnehmen wir nachträglich folgende Einzelheiten:

Hat auch der Konsistorialrat zu Castell Heinrich Stephani, der leidenschaftliche Vertreter des Rationalismus auf theologischem und pädagogischem Gebiete bereits im Jahre 1797 vom Staate gefordert, er solle zur weiteren eigenen Ausbildung Volljähriger nach Verlassen der Schule Volksleseanstalten einrichten mit guter Nahrung für Kopf und Herz und erregten auch seine Vorschläge die Aufmerksamkeit des damaligen Präsidenten der pommerschen Regierung, späteren Ministers von Massow, des Nachfolgers von Woellner in der Leitung des Ober-schuldepartements, so blieb es doch nur bei der platonischen Bewunderung. Fürchtete doch Massow, es würden sich „bei jetzigen Zeiten des Freiheitsschwindels bald böse Ratgeber finden“ und ihnen die vom Staat autorisierten Bücher verdächtig machen, um andere in Umlauf zu bringen. Im übrigen war seine Ansicht die, der Bauer und Handwerker solle sich mit Bibel, Gesangbuch, Katechismus begnügen und allenfalls noch einen Volkskalender lesen. Lange Zeit hindurch musste in Berlin einzig und allein die nicht gerade gesunde und immer zuträgliche Nahrung der Leihbibliotheken das Lesebedürfnis der kleineren Leute befriedigen. Gründungen, wie sie der Prediger zu St. Marien, Emil Gustav Lisco, oder der bekannte fruchtbare Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt ins Leben rief, konnten nur einem kleinen Kreise zu Gute kommen. Versuche des Volksbibliothekenvereins, der 1845 gegründet wurde, zeitigten

kaum bessere Ergebnisse: eine Zahl kleiner Bibliotheken entstand, die nach einigen Jahren kümmerlichen Daseins eingingen. Erst der grosse Geschichtsschreiber und Staatsmann Friedrich von Raumer — mit Recht ist daher seinem Gedächtnis die Festschrift gewidmet — sollte hier völligen Wandel schaffen. Eine Reise Raumers nach Nordamerika im Jahre 1841 hatte die unmittelbare Anregung gegeben. Der grosse Historiker erzählt selbst darüber:

Während einer Fahrt auf dem Mississippi, in einem Gespräch mit Landleuten und Handwerkern, wäre er erstaunt gewesen, wie gut sie in den Lebensbeschreibungen Plutarchs Bescheid gewusst hätten. Aus ihrem Munde erfuhr er, dass in den einzelnen Ortschaften Volksbibliotheken vorhanden wären und in den grösseren Städten wissenschaftliche Vorträge gehalten würden. Dieses eine Erlebnis, das ihn veranlasste, die Volksbibliotheken in einigen amerikanischen Staaten aufzusuchen und Vorträge mitanzuhören, legte ihm den Gedanken nahe, ähnliches in Berlin zu gründen.

Am 5. Dezember 1841 trat, von Raumer berufen, eine glänzende Korona von Vertretern der Berliner Gesellschaft zusammen und stiftete den „Verein für wissenschaftliche Vorträge“. Die Vorträge fanden in der Singakademie statt. Den Reigen eröffnete am 8. Januar 1842 Raumer mit einer Einleitungsrede, worauf Lichtenstein über Südafrika und dessen Tierwelt sprach. Humboldt schreibt über die Vorlesungen, die eine ausserordentliche Anziehungskraft ausübten: „Der Wechsel der Organe und Personen hat etwas Unterhaltendes und Pikantes. Es ist wie eine Musterung der Talente, der rednerischen und Sachtalente, welche eine Stadt besitzt“. Schon nach wenigen Jahren hatte der Verein dank der alle Erwartungen übertreffenden Teilnahme des Publikums und der Uneigennützigkeit der Vortragenden Ersparnisse von 18 000 Mark angesammelt. Auch hier war es wiederum Raumer, der für ihre Verwendung dem Verein die Wege wies. Er schlug vor, 12 000 Mark aus den Mitteln des Vereins zur Gründung von 4 Volksbibliotheken in Berlin zu bestimmen und je nach dem Erfolge und der Erfahrung auch noch weitere Zuschüsse in Aussicht zu stellen. Der Magistrat nahm den Vorschlag mit lebhafter Teilnahme an (5. August 1846) und entsandte den Stadtschulrat Schulze zu den Verhandlungen mit dem Verein. Nachdem die Schuldeputation geeignete Räume in städtischen Schulgebäuden vorgeschlagen hatte, erfolgte bald die Zustimmung des Magistrats und auch der Stadtverordneten-Versammlung (20. Mai 1847). Aber die Königliche Genehmigung zur Annahme des vom Verein angebotenen Geldgeschenkes (zur Gründung von Volksbibliotheken) liess lange auf sich warten; sie erfolgte, obwohl sich der Prinz von Preussen ins Mittel legte, erst am 8. Juni 1849. Der Minister von Ladenberg und im Auftrage von Manteuffels der Ministerialdirektor von Puttkamer

richteten am 22. Juni 1849 auch noch an den Verein selbst ein Schreiben folgenden Inhalts:

Es ist eine ganz neue Schöpfung, welche hier ins Leben gerufen wird, und die Erspriesslichkeit ihrer Erfolge noch etwas überaus Zweifelhafte. Wir fühlen uns daher aufgefordert, den Verein noch besonders angelegentlich zu ersuchen, des Gewichtes der Sache bei der ihm vorbehaltenen Auswahl der Mitglieder-Verwaltungskommission gedenk zu sein und bei der Auswahl der Bücher neben dem bisher so rühmlich bethätigten Interesse für die Hebung der Intelligenz und der Moralität der hier in Betracht kommenden Schichten der Bevölkerung und der öffentlichen Ordnung, der Religiosität und der Sitte eine wohlwollend geneigte Rücksicht zu nehmen.

Der Eröffnung der Bibliotheken standen nunmehr keine Bedenken im Wege, wenn sich nicht im wissenschaftlichen Verein selbst eine Gegenströmung geltend gemacht hätte. So schrieb der Botaniker Link, der Nutzen der Volksbibliotheken wäre ihm „nie recht klar geworden“. Schon wollte man dem Zoologischen Garten eine Dotation von 6000 Mk. bewilligen; aber Raumer, der damals in Frankfurt a. M. als Abgeordneter weilte, protestirte, obwohl auch er die Erhaltung des Zoologischen Gartens für wünschenswert hielt, in seiner drastischen Weise: „Das ganze Ergebnis wird, wenn nicht Stadt und Staat grössere nachhaltige Mittel gewähren, nur darin bestehen, dass man die Tiere einige Monate später verkauft oder totschißt und ausstopft. Wäre aber auch diese Ansicht ganz irrig, so kann ich dennoch jenem Vorschlage nicht beistimmen. Qui embrasse tout, ne train rien, sagt ein verständiges französisches Sprichwort . . .“ Im Ganzen erhielten die Volksbibliotheken aus den Mitteln des wissenschaftlichen Vereins in den Jahren 1847 bis 1879 zusammen 88 000 Mk. Raumer selbst gab aus eigenen Mitteln 6000 Mk. zur Errichtung einer Volksbibliothek in Moabit her.

So konnte denn die ständige Kommission, welche die Gemeindebehörden für die Errichtung und Verwaltung der Volksbibliotheken schon im Jahre 1847 eingesetzt hatten, an die Arbeit gehen. Der wissenschaftliche Verein hatte neben Raumer den Zoologen Lichtenstein, den Begründer des Zoologischen Gartens, und den Statistiker Dieterici dazu abgeordnet. Von den Stadtverordneten, die in der ersten Kommission sassen, gehörten drei zu den bedeutendsten Buchhändlern: Karl Duncker (bald ersetzt durch J. Guttentag), Georg Reimer, Moritz Veit. Die Bibliotheken wurden gemäss dem Vorschlage der Schuldeputation in folgenden städtischen Schulgebäuden untergebracht: die erste mehr mit wissenschaftlichen Werken ausgestattete im Friedrich-Werderschen Gymnasium, die drei anderen in den höheren Stadtschulen (Realschulen) der Königs-, Dorotheen- und Luisenstadt. Die Ausstattung war so einfach wie möglich: einige einfache Spinden bildeten das ganze neubeschaffte Mobiliar.

Bald wurde eine Verlegung der Bibliotheken in Gemeindeschulhäuser notwendig. Am 1. August 1850 wurden die vier Volksbibliotheken mit einem Bestande vom 7400 Bänden — ihre Anschaffung hatte 11877 Mk. beansprucht — eröffnet. Armselig genug sah's trotzdem aus, wenn wir das erste Bücherverzeichnis durchmustern, das in 18 Abteilungen zerfällt. Ein sechzig Jahre altes chemisches Wörterbuch, Eberts 1776 — 78 erschienene Naturlehre für die Jugend werden den Lesern von 1850 eine ebenso wenig vollkommene und förderliche Lektüre gewesen sein, wie ein im Jahre 1741 in Kopenhagen erschienener „Gründlicher Unterricht, über eine sogenannte kleine Handlung richtig Buch zu führen“. Indes war gerade auf naturwissenschaftlichem Gebiete die neuere Litteratur recht gut gewählt: Humboldt, Cuvier, Arago, Maedler, Dove, Berzelius, Liebig, Bischof etc. waren durch bekannte Werke vertreten. Auch an neuen Reisewerken war kein Mangel. Doch hätte gerade diese Abteilung durch Ausscheidung längst überholter Werke viel gewonnen, wie z. B. von Andersons „Nachrichten von Island, Grönland und der Strasse Davis“, die 1747 erschienen sind. Sehr wenig befriedigte die Abteilung „Deutsche Nationalliteratur“. Fast ganz ausgeschlossen war, nach amerikanischem Vorbilde, die Romanlitteratur. Vergeblich sucht man nach Börne, Dingelstedt, Annette von Droste, Eichendorff, Freiligrath, Grillparzer, Gutzkow, Halm, Hebbel, Hoffmann von Fallersleben. Nicht einmal Heines Buch der Lieder hatte Gnade gefunden. Die Werke des ungezogenen Lieblings der Grazien finden sich zum ersten Mal in einem Bücherverzeichnis einer Berliner Volksbibliothek vom Jahre 1870. Da war Stanislaus Graf von Grabowski glücklicher gewesen; er wurde schon 1861 gelesen. Gingen auch anfangs verhältnismässig viel Büchergeschenke ein — darunter freilich nicht wenig gänzlich veraltete Ladenhüter, so waren die Geldgeschenke sehr gering. Im Jahre 1850, wo Berlin bereits mehr als 400 000 Einwohner zählte, belief sich deren Gesamtsumme auf 123,50 Mk. In einem erfreulichen Gegensatz hierzu stand die Leselust. Während im zweiten Betriebsjahre (1851) die Zahl der Leser 1281 und die der verliehenen Bände 38430 betrug, zählten im Jahre 1870 die vorhandenen 11 Bibliotheken bereits 10 325 Leser und verliehen bei einem Bücherbestande von 43 500 Bänden nahezu 200 000 Bände im Jahr. Die höchste Staffel war im Jahre 1881 mit 17 593 Lesern erklimmen worden; von da ab fiel die Zahl, bis sie 1890/91 mit 12 721 Lesern auf ihrer niedrigsten Sprosse anlangte.

Man forschte nach den Ursachen des Rückgangs. Inzwischen war die Stadt — der wissenschaftliche Verein war 1884 eingegangen — alleinige Verwalterin der Bibliotheken geworden. Vor allem bedurfte es einer Verjüngung des Bücherbestandes. Namentlich dank der Anregungen, die Dr. Arend Buchholtz gab, wurden in den letzten Jahren beinahe 60 000 Mk. hierfür verwandt. Auch der Abteilung der schönen Litteratur

wandte man eine besondere Aufmerksamkeit zu. „Neben den sämtlichen Werken unserer vornehmsten Schriftsteller und Schriftstellerinnen prangen“ — so heisst es in der betreffenden Festschrift — „in nicht geringer Zahl die Namen sehr bestrittener Autoren; aber mit Ebers, Samarow, Hackländer, Winterfeldt und der Marlitt haben wir Zugeständnisse an den vulgären Geschmack gemacht, um treue Schaaren von Lesern und Leserinnen nicht zu verlieren, die sonst zur gröberen Kost der Leihbibliotheken geflüchtet wären“. Der Erfolg ist denn auch nicht ausgeblieben. Aus einem Bücherbestande von 114897 Bänden, den unsere Bibliotheken am 1. April 1900 aufwiesen, und aus einer Ausleihziffer von 663078 Bänden ergibt sich, dass jeder Band im Durchschnitt mehr als sechs Mal entliehen worden ist. In der am stärksten benutzten Volksbibliothek (Ravenstrasse) wird jeder Band durchschnittlich achtzehn Mal entliehen. Sehr interessant sind die statistischen Einblicke in den Beruf der Leser. So waren von 20 678 Inhabern von Leihkarten 28 Proz. Handwerker. Im Jahre 1890 betrug der Ausgabe-Etat für die Volksbibliotheken insgesamt 26 560 Mk. 1899: 42 135 Mk. im Ordinarium und 22 400 Mk. im Extraordinarium; 1900 beträgt er 62 213 Mk. im Ordinarium und 42 550 Mk. im Extraordinarium.

VI. „Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895.“ III. Teil, Berlin 1900. Von diesem, meinerseits redigierten grossen Werke, überreiche ich den 3. und letzten Teil (369 Seiten), welcher die Armenverwaltung und Wohlthätigkeits-, sowie Gesundheitspflege, daneben ausserdem aber noch umfasst das Bestattungswesen, die Kunstverwaltung, das Märkische Provinzial-Museum, die städtischen Bibliotheken, das Archiv, das Vermessungsamt und das Statistische Amt der Stadt. Auch dieser Schlussteil ist mit Bildern und Plänen vielfach ausgestattet.

Sehr zu wünschen ist, dass der Magistrat mit der nächsten Publikation gleicher Art nicht etwa zehn Jahr wartet, sondern bereits mit fünf Jahren sich begnügt. Das wäre der Abschluss des 19. Jahrhunderts und derselbe muss im geschichtlichen wie statistischen Interesse unbedingt für sich zur Darstellung gebracht werden. Obwohl das eigentlich selbstverständlich erscheint, will ich doch nicht verfehlen, da sich zufällig gerade hier an interessierter Stelle der Pflege der Heimatkunde die Gelegenheit darbietet, diesen Wunsch hiermit vor der Öffentlichkeit auszusprechen.

VII. Dennewitz-Feier. Unser Mitglied, Herr Pfarrer Zimmermann in Nieder-Görsdorf, der unermüdliche Förderer der Erhaltung von Erinnerungen an die Schlacht von Dennewitz am 6. September 1813, teilt uns die Einzelheiten über das Fest mit, welches zur Feier der Übergabe einer von dem Grafen Curt Bülow von Dennewitz gestifteten, im Dennewitz-Museum zu verwahrenen Fahne am 5. und 6. d. Mts. stattfand. Wegen der Ferien konnte diesseits leider keine Teilnahme

beim dem vaterländischen Feste stattfinden. Wir benutzen aber nochmals die Gelegenheit, auf die Herrn Zimmermanns Fürsorge zu verdankenden Denkmäler und Denksteine in dem weiten Schlachtgelände zwischen Dennewitz, Nieder-Görsdorf und Jüterbog sowie auf die kleine Erinnerungshalle bei Nieder-Görsdorf aufmerksam zu machen, welche speziell der Pflege unseres verehrten Freundes untersteht und in jeder Beziehung recht sehenswert ist.

VIII. Ein Aufruf zur Errichtung eines Spreewald-Aussichtsturmes ist im Cottbuser Anzeiger Nr. 128, Mai d. J. abgedruckt und von vielen Spreewald-Forschern und -Freunden unterzeichnet, an der Spitze der unserer Brandenburgia nahestehende und befreundete Sänger und Forscher des Spreewaldes Sanitätsrat Dr. Behla in Luckau. Es fehlt in dem zumeist flachen Gelände des Spreewaldes an einer Hochwarte. Zwar genießt man vom Lübbenauer Kirchturm einen weiten Blick und bereits Moltke hat dieser Aussicht seine Bewunderung gezollt, indem er sie in seinen Reisebriefen mit Pera in Kleinasien verglich. Der neue Turm dagegen soll möglichst den ganzen Spreewald beherrschen. Beiträge nimmt der genannte Herr entgegen. Wir wünschen seitens der Brandenburgia dem Unternehmen, — das sich vielleicht am besten unter der Firma „Spreewald-Kaiser-Wilhelms-Turm“ ausführen liesse, recht baldiges Wohlgeelingen.

IX. Die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren 200jähriges Bestehen von uns am 21. März d. J. mit voller Anteilnahme und ehrerbietigen Glückwünschen begrüßt worden ist (vgl. meinen Bericht S. 41—43) hat dem Märkischen Museum die ausliegende vierbändige Festschrift aus der Feder Adolf Harnack's zum Geschenk gemacht: „Geschichte der K. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrage der Akademie bearbeitet von Adolf Harnack.“ — 2 Bde. in 3 Teilen. Dazu Dr. Otto Köhneke: „Gesamtregister über die in den Schriften der Akademie von 1700—1899 erschienenen wissenschaftlichen und Festreden.“ Berlin 1900. Der kulturgeschichtliche Wert der Harnackschen Publikation ist für alle Zeiten und besonders für unser Heimatsgebiet gesichert.

X. Auf dieselbe Feier bezieht sich ein zweites erst im August d. J. versandtes Werk, welches ich hiermit herumgebe: „Die Zweihundertjahrfeier der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften am 19. und 20. März 1900. Zur Erinnerung an den 19. und 20. März 1900 überreicht von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften.“ Der stattlich gedruckte, mit Abbildung der schönsten überreichten Glückwunsch-Adressen geschmückte Quart-Band enthält auf 171 Folio-Seiten eine Einleitung und eine Beschreibung der Festakte an beiden Tagen, sowie in einem Anhang die am 20. März überreichten Adressen und Glückwunschtafeln.

Aus den geschichtlichen „Vorbemerkungen“ erhellt u. A. folgendes: Die Stiftungsurkunde der Kur-Brandenburgischen Societät der Wissenschaften wurde von Kurfürst Friedrich III. am 11. Juli 1700 vollzogen. Thatsächlich aber beginnt die beurkundete zusammenhängende Geschichte der Akademie bereits mit dem 19. März 1700, an welchem Tage dem Hofprediger Jablonski die Entschliessung des Kurfürsten angezeigt wurde, gemäss dem ihm von Jablonski in Einverständnis mit Leibniz unterbreiteten Plan „ein Observatorium und eine Académie des Sciences in Berlin zu etablieren.“ Der Erlass des zur finanziellen Fundierung der neuen Stiftung ausgestellten Kalenderprivilegs vom 10. Mai und die unter dem 19. Juni vollzogene Ernennung von Leibniz zum Präsidenten der Akademie bilden weitere beurkundete massgebende und der zufällig verzögerten und dann auf den Geburtstag des Kurfürsten verschobenen Vollziehung des förmlichen Stiftungsbriefs und der Statuten („General-Instruction“) der Societät voraufgehende Daten.

Da der Juli in vieler Beziehung recht unbequem war, so entschloss sich unser Kaiser und König das Datum des 19. März zu bevorzugen.

XI. In der Kunstwerkstatt und Berliner Gobelin-Manufaktur unseres Mitgliedes Herrn W. Ziesch, Bethanien-Ufer 8, an welche namentlich unsere Damen noch mit Entzücken zurückdenken und die wir am 9. September 1899 (Monatsblatt VIII 264, 265) unter kundiger Führung des Chefs, sowie unseres Mitgliedes des Herrn Historienmalers Konrad Astfalck besuchen durften, befanden sich auch Teppiche aus der Rotunde des Alten Museums, zu den berühmten Raffaelschen Tapeten gehörig, in der Ausbesserung und Auffrischung. Diese berühmten Erzeugnisse der Textilkunst nach den von Raffael 1516 und 17 gezeichneten, im South-Kensington Museum zu London verwahrten Carton sind in Brüssel aus Wollen-, Seiden- und Goldfäden gewirkt, Wiederholungen der zur Bekleidung der unteren Wände der Sixtinischen Kapelle im Vatikan bestimmten Tapeten. Sie wurden für Heinrich VIII. von England gefertigt, kamen in den Besitz des unglücklichen Karls I., später der Herzöge von Alba, wurden 1844 von Friedrich Wilhelm IV., neun an der Zahl, für einen nach heutigen Vorstellungen billigen Preis erworben und sind jetzt restauriert.

XII. Seitens der Deutschen Glasmosaik-Gesellschaft Puhl & Wagner zu Rixdorf, deren Werkstätten und Ausstellungsräume Berlinerstr. 7/8 wir am 10. August 1898 mit vielem Genuss zu unserer Belehrung unter Führung unseres Mitgliedes des Mitdirektors der Gesellschaft Herrn Wagner, besucht haben (Monatsblatt VII S. 211—215 und S. 387—403), sind „Ergänzungsblätter“ zu den früher erschienenen Heften herausgegeben, welche von dem Fortschritt dieser künstlerischen Werkthätigkeit und ihrer allmählichen Anerkennung im In- und Auslande beredtes Zeugnis ablegen. Wir sind weniger überrascht als erfreut

und voll befriedigt gewesen, dass diese für Deutschland eigentlich erst neuerfundene Kunsttechnik der Rixdorfer Fabrik auf der damaligen internationalen Weltausstellung zu Paris, wo sie in der deutschen Kunst-Abteilung bestens vertreten war, volle Anerkennung und Bewunderung gefunden hat. Die gedachten Ergänzungsblätter liegen heut aus.

XIII. Die hiesige Packetfahrt-Aktiengesellschaft, welche ihre Briefbeförderung in Folge der Novelle zum Reichspostgesetz leider vom 1. Januar 1900 ab einstellen musste, hat die grosse Güte gehabt, dem Märkischen Museum ein Album zu schenken, welches eine Sammlung der bei der Gesellschaft im Umlauf befindlichen Postwertzeichen im weitesten Umfange (Postmarken, Postkarten, Kartenbriefe, Streifbänder, Postanweisungen etc. etc.) enthält und hiermit zur Ansicht ausgelegt wird. Wenn uns allen nicht die unermüdliche Thätigkeit der Gesellschaft auf postalischem Gebiet sattsam bekannt und noch voll in der Erinnerung wäre, so würde uns diese überaus mannigfache Ausbildung der postalischen Verkehrszeichen an und für sich schon von der segensreichen Wirksamkeit der verflossenen Privatpost überzeugen müssen. Die Postanstalt der Berliner Packetfahrtgesellschaft ist von der Reichspost keineswegs übertroffen worden, hat vielmehr auf sie befruchtend eingewirkt, auch dem Publikum Verkehrserleichterungen geboten, zu denen ein fiskalisches Institut sich niemals verstehen wird. Ich erinnere nur an die zahlreichen Drucksachen, welche das Institut je nach Wunsch und Geschmack des Publikums anfertigte und gleich mit Postwertzeichen auf den Markt brachte. Nur den billigen Tarifsätzen unserer Berliner und der übrigen deutschen Privat-Posten ist die seit 1. Januar d. J. eingetretene Portoverbilligung zu verdanken. Aus eigenem Antriebe würde die Reichsfinanzverwaltung sich dazu nimmermehr verstanden haben. Wenn die Privatpost schliesslich durch ein Reichsgesetz untergegangen ist, so kann sie mit Fug und Recht sagen, dass sie auf dem Felde der Ehre und zum allergrössten Bedauern vieler Millionen von Deutschen der Übermacht erlag.

XIV. M. Wald, Lehrer in Gross-Beeren: „Heimatkunde des Kreises Teltow und der Städte Charlottenburg, Schöneberg und Rixdorf.“ Mit einer Karte der Provinz Brandenburg. Berlin 1900, im Verlag unseres Mitgliedes Herrn Pastor em. Zillessen. Zur raschen Orientierung dienend und mit 38 Seiten für 50 Pfennig sehr billig. Leider bringt aber auch diese 2. Auflage eine ganze Anzahl von bösen Irrtümern. So hält Verfasser immer noch die Urnenlager für die Begräbnisplätze der Wenden (S. 9), obwohl dies unzählige Male widerlegt ist.

Die Statistik ist nur selten, wenigstens bis 1895 fortgeführt, meist schliesst Wald mit 1850 (vgl. Zossen S. 19, Mittenwalde S. 20). Heimatkunde zu schreiben, ist viel schwieriger, als manche der Herren Lehrer

auf dem Lande sich einzubilden scheinen. Vgl. die gänzlich verunglückte Heimatkunde des Kreises Luckau von Lehrer A. Mäcke in Dobrilugk (Brandenburgia VIII S. 40). Warum wenden sich dergleichen schreiblustige Herren nicht erst um Auskunft und Kritik an den Vorstand der Brandenburgia, bevor sie ihre doch immerhin für Unterrichts- und Belehrungszwecke bestimmten „Heimatkunden“ und Verwandtes durch den Druck veröffentlichen? In Gross-Beeren wohnt überdies ein gelehrtes Mitglied unserer Brandenburgia, zu welchem Herr Wald sicherlich dienstliche Beziehungen hat? Weshalb setzt er sich nicht mit Herrn Pfarrer Parisius in Verbindung, dadurch wären sicherlich mindestens ganz augenfällige Mängel vermieden worden.

XV. Die Verwüstungen des berühmten, herrlichen Waldes „der Blumenthal“ nördlich von Strausberg und die Erschwerungen des Besuchs der stehengebliebenen privaten Forstbezirke haben unser Mitglied Herrn Goerke, seit dem 1. April Direktor der Urania, zu einem Schreiben an den I. Vorsitzenden veranlasst, worin er zur Abhülfe auffordert. So dankenswert diese übrigens, auch bereits von einigen grösseren Zeitungen in ähnlicher Weise vorgebrachten Anregungen sind, so glaubt der Vorstand doch nicht eher etwas veranlassen zu können, ehe er sich nicht an Ort und Stelle von der Sachlage überzeugt hat. Zu diesem Behufe wird eine Exkursion seitens des Märkischen Provinzial-Museums am Sonntag den 23. September d. J. veranstaltet werden, bei der sich ortskundige Mitglieder unserer Gesellschaft zu beteiligen gedenken. Den Bericht wird Herr Dr. Gustav Albrecht in der Sitzung am 31. Oktober d. J. abstaten.

XVI. Dr. Gustav Albrecht: „Die Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin in ihrer Bedeutung für die vaterländische Geschichte.“ Mit Abbildungen — Heft 2, (Gruppe 5—9). Wie ich in der Sitzung vom 23. November 1898 (Monatsblatt VII, S. 354) das 1. Heft mit Vergnügen vorgelegt und besprochen habe, so genüge ich auch heut nur einer angenehmen Pflicht hinsichtlich der Fortsetzung des illustrierten Führers. Es handelt sich um die Gruppen Johann I. mit dem Schulzen Marsilius und Probst Simeon von Berlin (Bildhauer Max Baumbach), Johann II. mit Graf Günther von Ruppín und Konrad von Beelitz (Bildhauer Felderhoff), Otto IV. mit dem Pfeil, Nebenfiguren: Johann von Buch und Droiseke von Kröcher (Bildhauer Begas), Waldemar der Grosse mit Frauenlob und Siegfried von Feuchtwangen, endlich Heinrich das Kind mit Herzog Wratislaw IV. von Pommern und Wedigow von Plotho (Bildhauer August Kraus). Der Text, Beschreibung der Bilderwerke und des Lebens der Dargestellten, ist kurz und bündig, wie sich das bei einem „Führer“ gehört, dabei aber gleichzeitig anregend geschrieben. Allen Freunden der Herrschergalerie in der Siegesallee bestens zu empfehlen.

XVII. Die Ausschmückung des Pariser Platzes zum Empfange unsers Erlauchten Alliirten des Kaisers von Oesterreich, Königs von Ungarn, Franz Josef, am Sonnabend den 5. Mai d. J. ist in einem Album, gr. Fol., 8 Blätter in Lichtdruck verewigt worden, welches ich ebenfalls vorlege. Der Titel lautet: „Festschmuck der Stadt Berlin auf dem Pariser Platz im Mai 1900“. Aus der Tafel I wollen Sie ersehen, mit welcher Sorgfalt und künstlerischer Ueberlegung der ausführende Künstler, unser Mitglied, Herr Königliche und Stadtbaurat Ludwig Hoffmann verfahren ist. Er hat sich nicht um die übliche Ausstattung mit Masten und Fahnen und Bogen, sondern um die Erzielung einer einheitlichen und allgemeinen künstlerischen Platzausstattung, wie sie Berlin in dieser Art noch nicht gesehen, gehandelt und diese ist im vollsten Masse gelungen.

XVIII. Ein neues erfreuliches Werk unsers Mitgliedes Herrn Robert Mielke wird Ihnen hiermit vorgelegt: „Der Einzelne und seine Kunst. Beiträge zu einer Oekonomie der Kunst“. (147 S. 8^o) Leipzig und Berlin 1900 bei Georg Heinrich Meyer, Heimatverlag.

Der Verf. hat uns vor vier Jahren mit einem Buch „Volkskunst“ bedacht, welches die Bedeutung der Volkskunst, gleich der Volkspoesie — vom Verf. nicht ohne Berechtigung „Die Kunst der Namenlosen“ genannt — entwickelte. Auch hier bei der Kunst des Einzelnen, handelt es sich um Namenlose, eigentlich um jedes Individuum. Im Kapitel „Werden und Wesen der Kunst“ wird der verflachende Einfluss der Kunst-Industrie geschildert und die Menge der jetzt herrschenden Kunststile, die zumeist sich entweder in einer mehr oder minder geschickten Nachahmung bewegen oder in einer gewissen bizarren Effekthascherei, im Suchen nach Ungewöhnlichem, noch nie Dagewesenen selbstgefällig das künstlerische Ideal suchen. Damit wird zur Wende des Jahrhunderts leider nur eine „décadence“ der Kunst bekundet, gegen welche der Einzelne mit seinem natürlichen Kunstempfinden sich auflehnen soll im Anschluss an die Entwicklung der heimatlichen Kunst.

Damit ist der springende Punkt für die Heimatkunde und die Beziehung des neuen Mielkeschen Buches zu unseren Bestrebungen gegeben.

Im zweiten Abschnitt, Kunstpolitik betitelt, macht der Verfasser neue praktische Vorschläge zur Anbahnung gesunderer ästhetischer Anschauungen in 8 Kapiteln: Umfang und Wesen einer Kunstpolitik; der Einzelne und seine Kunst; der Staat und die Kunst; die Organisation der Kunstpolitik; endlich in einem Anhang Vorschläge zu besonderen örtlichen Vereinigungen behufs Schaffung und Förderung eines Kunstgefühls bei dem Einzelnen wie bei der Gesamtheit. Hier werden empfohlen Anregung und Förderung der Hauskunst bei Lehrenden und Lernenden. — Unterstützung alter ortsüblicher Haus- und gewerblicher

Betriebe — Veranstaltung von Vorträgen und Ausstellungen. — Erhaltung alter Bau- und Geschichtsdenkmäler. — Raterteilung an Gemeinden und Einzelne. — Sammlung von volkskundlichen Gegenständen. — Wachsamkeit über alle Bestrebungen, die das Bild der Landschaft in gutem und bösem Sinne zu verunstalten geeignet sind, Hütung alter Baumbestände und Anpflanzungen an passenden unbenutzten Stellen*). — Pflege alter poetischer Sitten und Gebräuche (Sagen, Spiele, Umzüge, Tänze, Feste und dergl.). — Unterstützung einer guten Litteratur (Liederbücher, Zeitschriften, Kalender, selbst Schaffung solcher. — Veranstaltung von öffentlichen Aufführungen (Gesang, Schauspiel, Turnen etc.).

Man sieht, dass es dem Verf. vollster Ernst mit seinen dankenswerten Bemühungen und Vorschlägen ist. Wenn auch einzelnes vielleicht zum Widerspruch reizen mag, so ist das Buch doch allein schon wegen seiner Tendenz höchst löblich. Es ist nicht leicht zu lesen, aber es entschädigt reichlich für die aufgewendete Zeit und ich glaube, es giebt keine Gebildeten, der nicht über die geltend gemachten Gesichtspunkte nachzudenken Veranlassung hätte.

XIX. Professor Dr. Friedrich Wagner: „Aus der Jugendzeit der Kurfürsten Johann und Joachim I. von Brandenburg. (Osterprogramm des Kgl. Friedrich Wilhelms-Gymnasiums und der Königlichen Vorschule zu Berlin. Programm No. 55.) Das Heft giebt auf 69 S. 4^o so viel kritisch gesichtetes Neues und Interessantes in gedrängter und anregender Darstellung, dass sich in einer Besprechung kaum darüber das Nötige sagen lässt, ohne unwillkürlich in einen Auszug zu verfallen. — Ueber den kurfürstlichen Vater Albrecht (1470—1486) erfahren wir vieles, was nötig ist, um die Jugendbildung Johanns zu beleuchten. In Uebereinstimmung mit Ranke, Preuss. Gesch. I 135, bemängelt Verf. von vornherein den Beinamen des Vaters „Achilles“. „Dieser Beiname bezeichnet so wenig sein Wesen, dass man denselben wohl fallen lassen sollte. Der deutsche Achilles war seinem deutschen Agamemnon nur allzu getreu.“ Für ihn hätte mehr der Beiname Oeconomus, der Haushälterische, der Sparsame, der Vorsorgliche gepasst. Was Johann anlangt, so glaubt Verf. nicht an die Beredsamkeit und die lateinischen Kenntnisse des Kurfürsten und vermeidet deshalb absichtlich den Beinamen Cicero, den er für einen ganz irrigen hält; aus einer unrichtigen, kritisch nicht haltbaren Erzählung Melanchthons ist dies Epitheton ornans erst spät entstanden und durchaus zu verwerfen. (S. 3).

Nach der Darstellung des Verf. ist Johann einfach und schlicht erzogen und dürfte trotz der Vorschriften der goldenen Bulle Karls IV.,

*) Deckt sich in der Hauptsache mit meinen und des Herrn Dir. Dr. Conwentz's Vorschlägen. Vergl. meinem Bericht auf S. 10—15 und S. 79 dieses Jahrganges der Brandenburgia.

welche lateinischen Unterricht bei kurfürstlichen Personen vom beginnenden 7. Jahr ab verlangt, nicht viel Klassizität erworben haben. Noch nach seiner Mündigkeit als Regent der Mark klagte er ebenso kindlich wie ehrerbietig (S. 48) über seine dürftige Ausbildung und Erfahrung seinem Vater gegenüber in einem Brief:

„so haben wir bedacht, dass wir mitten in den Ländern sein, nichts sehen und lernen, als allein zeitweilig zur Lust und zum Zeitvertreib pflegen auf Rehe und anderes Wild zu jagen und wenn wir nicht in der Zeit, wo wir Euer Liebden am Leben haben, zu Reichstagen kämen und besonders zu dem jetzt anstehenden kaiserlichen Tage zu Augsburg, dass wir dann uns ganz versitzen, nichts sehen und lernen, auch nicht wüssten, so wir einst zu Leuten kämen, wie wir uns gegen Fürsten und andere mit Ehrerbietung und Reden verhalten sollten und also ein niederländischer*) Landesfürst und Jäger blieben, der sein Lebtag nichts gesehen noch gehört und sich selbst, seinen Landen und Leuten wenig nützen könnte.“

Fortlaufend sind die Klagen des jungen Fürsten über mangelhafte Ausrüstung und geringes Taschengeld. So zieht sich die Verschiedenheit der Anschauungen seines Vaters, darüber wann der Kurprinz sich ein neues Sammetwams anschaffen dürfe, wie ein roter Faden durch den mehrjährigen, uns erhaltenen Briefwechsel.

Eingeteilt ist der ausgiebige Stoff in 8 Kapitel: 1. Geburt und Familie. — 2. Markgraf Albrecht als Erzieher. — 3. Markgraf Johann siedelt in die Mark Brandenburg über. — 4. Die Erzieher des Markgrafen Johann. — 5. Derselbe als Statthalter — 6. Derselbe als Kurprinz. — 7. Derselbe als Regent. — 8. Begründung des eigenen Hausstandes.

Von letzterer sagt Verf. S. 54: „Fast eine Komödie der Irrungen hat derjenige zu schreiben, welcher die Vermählung des Kurprinzen darzustellen hat.“ Wie in allen wichtigeren Haus- und Familienangelegenheiten verfolgte Kurfürst Albrecht vor allem stets vorteilhafte politische und finanzielle Verbindungen. Bezüglich der künftigen Gemahlin seines Sohnes Johann kam dem Vater das enge Verhältnis zu seinem Nachbar, Herzog Wilhelm von Sachsen zu statten. Des Herzogs erste Gemahlin Anna hatte Ansprüche auf Böhmen und diese gingen in Ermangelung männlicher Erben auf ihre älteste Tochter Magarethe über. So wird denn schon am 19. Januar 1467 in Weimar ein Heiratsbrief zwischen dem Markgrafen Johann und der Herzogin Margarethe, natürlich bei der Jugend der Nupturienten, seitens der Eltern abgeschlossen. (S. 55).

Darin verpflichtet sich Herzog Wilhelm seine Tochter spätestens zu Pfingsten 1467 auf seine Kosten nach der Stadt Kulmbach zu bringen,

*) Im Gegensatz zu den Hochdeutschen, den Franken. — W.

wo Markgraf Albrecht sie freundlich aufnehmen und in jungfräulichem Stande und fürstlichem Wesen bei sich in seinem Hause drei Jahre (bis Sonntag Estomihi [4. März] 1470) behalten soll; an diesem Tage soll die Hochzeit stattfinden. Gleichzeitig will der Herzog Wilhelm seiner Tochter 20000 Gulden Heiratsgut und Heimsteuer geben, während Magarethe dafür auf väterliches und mütterliches Erbe verzichten soll. Markgraf Albrecht verpflichtet sich anstatt seines Sohnes als Widerlage ebenfalls 20 000 Gulden zu geben, so dass seine Schwiegertochter jährlich 3000 Gulden Ertrag daran haben soll; auch wird die Morgengabe in üblicher Weise bestimmt.

Gleichwohl dauert es noch bis zur Vollziehung der Ehe am 4. März 1470 sieben Jahre. Diese lange Frist ist an tragischen Zwischenfällen reich. Herzog Wilhelm kann oder will die Aussteuer nicht beschaffen, der Bräutigamsvater aber besteht hartnäckig auf seinem Schein. Auch Krankheiten und allerhand Zufälligkeiten verzögern die Hochzeit.

Johann machte (S. 64) als wiederum ein neuer Hochzeitstermin fruchtlos zu verstreichen drohte, seinem Unmut Ende des Jahres 1475 in derben Worten an seinen Vater Luft: er schäme sich vor seinen Landständen; denn er habe sich nun zum dritten Male gerüstet und die Hochzeit ausgeschrieben; seine Unterthanen hätten allerwegen zur Ausrichtung der Hochzeit gegeben, was sie dazu schuldig wären; auch habe er die Auszahlung der Pfandsomme angekündigt und grosse Zugeständnisse machen müssen, als er genötigt gewesen sei, seine Ankündigung wieder zurückzunehmen; er gerate in Schimpf und üble Nachrede bei seinen Landständen; diese hätten mit ihm darüber verhandelt, dass er den Vater um die endgültige Erledigung der Heiratsangelegenheit ersuche; so werde es zum Schlusse kommen, er werde die Ablösung der Pfandsomme vollziehen und die Gattin in sein Haus bringen können.

Am 25. August ward das fürstliche Beilager endlich glücklich gefeiert.

Vergönnt sei mir noch eine niedliche Episode aus der frühesten Lebenszeit Johanns anzuführen. Der kleine Prinz machte der Mutter und den drei Schwestern viel zu schaffen. So kam denn die älteste, die fünfjährige Ursula, auf den Gedanken in die Kanzlei zu gehen und dort folgenden Brief (S. 6) aufsetzen zu lassen:

Was wir in kindlicher Treue Liebes und Gutes vermögen, allzeit zuvor.

Hochgeborner Fürst, liebster Herr und Vater!

Die hochgeborne Fürstin, unsere liebe Frau und Mutter, auch unser lieber Bruder, unsere lieben Schwestern und wir sind von der Gnade Gottes in solchem Vermögen und solcher Gesundheit, dass wir dafür Seiner göttlichen Gnade hoch danken und mit aller Innigkeit unseres Gemüts; begierig, desgleichen und alle Glückseligkeit von Euch zu vernemen. Und wir haben nach Eurer Rückkehr nicht kleines Ver-

langen, zu dem allmächtigen Gott wünschend, Seine Gnade werde Euer Wesen solchermassen verfügen, dass wir Euch in kurzem fröhlich und gesund hier sehen. Sonderlich klagen wir von unsert- und unserer lieben Schwestern wegen über den genannten unsern lieben Bruder, dass wir von ihm mit Schlägen und anderer ungebührlicher Misshandlung täglich viel Gewalts und Veberlasts haben und dulden müssen; mit aller Unterthänigkeit bittend, Ihr wollet Euch in kurzem anheims verfügen und uns solcher Gewalt und solchen Hochmuts gegen unseren Bruder Rat schaffen. Denn wir mögen uns dessen selbst nimmer erwehren, nachdem er uns zu stark werden will. Und wollet uns ja darin väterlich vor sein! Denn das ist uns auf die Länge nicht zu dulden noch zu leiden. Dessen wollen wir uns in ganzer Treue zu Euch verhoffen.

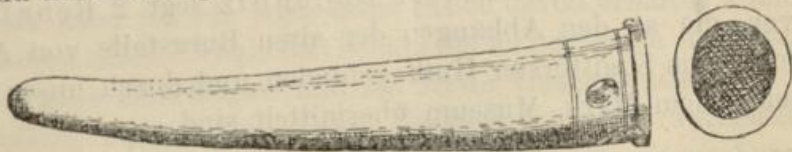
Datum Ansbach am Freitag nach Bartholomaei [27. August] im 56. Jahre. Ursula von Gottes Gnade Markgräfin zu Brandenburg und Berggräfin zu Nüsberg.

Der Schreiber bemerkt dazu: *domina Ursula proprio motu et ore commisit.* —

Der brüderliche Tyrann aber war wenig über Ein Jahr alt! — Die Jugendzeit Joachims I. wird Friedrich Wagner später und an anderer Stelle schildern.

XX. Zwei halbmondförmige Schaber, auch als Sägen angesprochen, aus Feuerstein und mehrere sandsteinerner Schärfer aus ehemaligem Seeboden im Dorf Berlinchen bei Wittstock, Ostprignitz, sind von dem Besitzer des Geländes, Herrn Bauergutsbesitzer Berlin, in dankenswerter Weise dem Märkischen Provinzial-Museum (Kat. B. II., Nr. 22523—29) als Geschenk verehrt worden und werden vorgezeigt. Sie erinnern in ihrer Gestalt und gedengelten Herstellungsweise an Figur 88 und 91 Tafel V von Sven Nilssons „Steinalter“ (Hamburg 1868).

XXI. Ein rätselhaftes bronzenes Gerät aus Alt-Bronze, dem Märkischen Provinzial-Museum (Kat. B. II 22541) ist von letztern kürzlich als bei Jüterbog im Moorboden gefunden, erworben worden. Der Befund des Erzes spricht für vielhundertjährige Lagerung in feuchtem



Grunde. Es hat, wie aus den beikommenden, im halben Massstab gefertigten zwei Zeichnungen erhellt, ersichtlich die Form eines nur mässig gebogenen Hornes von 15 cm Länge. Die Spitze ist stumpflich abgerundet. Das breitere Teil, dessen Mündung durch einen Ringwulst

verstärkt erscheint, hat einen lichten Durchmesser von 1,8 bis 2,1 cm und einen Aussendurchmesser von 2,7 bis 3 cm. Nahe über dem Ring sind 2 unregelmässige, eiförmige, einander entsprechende Nietlöcher ausgespart zum Befestigen eines in die Höhlung passenden Schafts. Das Feld, innerhalb dessen diese Löcher liegen, ist durch zwei feingravierte, gleichsinnige Doppellinien verziert.

Das recht seltene Gerät gehört, wie auch Herr Kustos Rudolf Buchholz meint, im weitern Sinne zu den sogenannten Schwertpfählen, Prozessionsäxten, Kommandostäben und ähnlichen symbolischen Prunkgeräten, die kaum für den Ernstfall berechnet erscheinen *).

Klemm: Handbuch der germanischen Altertumskunde, Dresden 1836, Figur 2a, Tafel XV zu § 60 (S. 208) bildet ein ähnliches zur Vergleichung heranzuziehendes Bronze-Gerät ab, welches mit einem Bronze-Schwert und einem richtigen typischen Schwertpfahl (Fig. 1 a. a. O.) zusammen bei Welsleben im Mannsfeldschen vom Pastor Lehmann (Notiz in den „Curiositäten“ pp. VII 182) entdeckt wurde. Allerdings sitzt hier an dem Horn noch senkrecht ein bronzenes durchbohrtes Schaftstück, in welches der hölzerne Schaft gesteckt wurde. Interessant ist es zu sehen, dass das Horn mit der hohlen Krümmung nach oben befestigt ist. Klemm hält es sehr richtig nicht für ein Waffenstück und fährt fort: „Dieser Umstand und dann die Kostbarkeit des Metalls im germanisch-römischen Zeitalter lässt also vermuten, dass sie zu anderweiten und wichtigen Zwecken bestimmt waren und rechtfertigt die Vermutung, dass sie als Zeichen königlicher Würde dienten. Beide Stücke**) befinden sich in der gräflich Erbachschen Sammlung.“ Ohne Zweifel sind es dieselben zwei Schwertstäbe, welche Lindenschmit: Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. III. Bd. 1881, Heft VI, Tafel Fig. 4 und 5 abbildet. Es heisst hier bei Fig. 5: „Gefunden mit No. 4 in einem Grabhügel des Osterberges zu Welbsleben mit 1000 (?) Urnen, Steinäxten, metallenen Werkzeugen, einem Hammer und 12 länglich runden Scheiben. — Sammlung Sr. Erl. des Grafen Erbach-Erbach“.

Bei der Seltenheit gleicher oder nahverwandter Funde bitte ich dringend mich auf solche aufmerksam zu machen.

XXII. Herr Kustos Rudolf Buchholz legt 2 Renaissance-Sporen vor, die an den Abhängen der alten Burgstelle von Alt-Daber bei Wittstock vom Stadtförster Huth gefunden und durch unser Mitglied, Herrn Reuter, dem Märk. Museum übermittelt sind.

*) Vgl. u. a. W. R. Wilde: Catalogue of the Antiquities of animal materials and bronze in the Museum of the Royal Irish Academy. Dublin 1861, S. 490, Fig. 358, S. 491 sowie Fig. 359 und 360, S. 492.

**) D. h. die beiden Schwertpfähle; von dem Schwert ist nicht weiter die Rede. — E. Fr.

Der Form nach gehören sie dem Ende 16. und Anfang 17. Jahrhundert an, in welcher Zeit die blattförmigen Zähne der Sporenräder gebräuchlich waren. Das Rad des einen Sporns hat 14, das des andern 9 Zähne, auch die Bügelweiten sind verschieden. Er müssen also an der Fundstelle mindestens zwei Reiter verunglückt sein, vermutlich auch noch mehr, von denen zufällig keine Spuren vorliegen und daraus kann auf ein kleines Gefecht an der Fundstelle geschlossen werden, wahrscheinlich ein Patrouillen-Gefecht in Verbindung mit der Schlacht bei Wittstock am 12. Septbr. (4. Oktober) 1636.

Diese Schlacht, eine der grösseren im 30jährigen Kriege, wütete zwar hauptsächlich südlich von Wittstock, zwischen der Stadt und dem „Scharfen Berge“, und die Fundstelle liegt etwa 6 km nördlich von der Stadt. Aber es ist bekannt, dass General Banèr einen Teil seiner schwedischen Reiter während der Schlacht eine grössere Schwenkung über Maulbeerwalde machen liess und diese können sehr wohl auf die Burg Altdaber gestossen sein, wo gewiss ein Kaiserlicher Posten gestanden haben muss, da diese Stelle am Anfang der grossen Stadtheide die Strasse von Wittstock nach Norden, nach Mecklenburg, beherrscht.

Bei der Gelegenheit möge auch der Sage gedacht werden, nach welcher der schwedische General Banèr von einer auf dem „Bohnenkamp“ gestandenen und in den 1880er Jahren ausgebrannten Pappel aus die Schlacht geleitet habe. Der Bohnenkamp blieb während der Schlacht in den Händen der Kaiserlichen, und erst am nächsten Tage, nach dem Abzuge der Kaiserlichen, nahmen die Schweden ohne weiteren Kampf von der Stadt und Umgebung Besitz. Auch ist die Pappel, wie Herr Rektor Meyer in Wittstock ausführt, damals, wenn sie überhaupt schon stand, noch klein gewesen und es kann sich, wenn Banèr in Betracht kommen soll, nur um eine Revue in den Tagen nach der Schlacht handeln.

XXIII. Herr Kustos Buchholz bespricht ferner 2 wendische Thongefässe aus Spandau. Die beiden hier vorliegenden Thongefässe sind im südlichen Weichbild von Spandau, in der Gegend zwischen dem „Ziegelhof“ und dem „Burgwall“, kürzlich ausgegraben worden. Sie standen über 1 m tief im Sande und enthielten nach Angabe der Arbeiter „Asche“, doch habe ich bis jetzt keine Probe davon erhalten können, um den Inhalt festzustellen. Ähnliche Gefässe sollen dort noch mehr gefunden sein, sie sind aber zerschlagen und die Reste verschwunden.

Die Gefässe zeigen nach Form, Töpfertechnik und Verzierung den ausgesprochen spätslavischen Charakter. Der Thon ist mit grobem Steingrus versetzt, die Form mittels der Töpferscheibe hergestellt, der Brand härter als der altgermanischer Gefässe, aber noch nicht so klingend, wie bei der frühmittelalterlichen Töpferware. Die Ornamente sind hauptsächlich mit der Scheibe gedrehte Riefen, daneben zeigt das eine

Gefäss eine eingeritzte, mehr zickzackförmige Wellenlinie, das andere einen Ring dichter schräger Kerben.

Auffällig ist bei beiden Gefässen die relativ dicke Wandung und die dadurch bedingte grössere Schwere; auch sind sie offenbar nur wenig oder gar nicht im wirtschaftlichen Gebrauch gewesen, denn die Wandungen sind von eingezogener organischer Masse noch nicht gedunkelt, erscheinen vielmehr fast brandfrisch.

Da die Fundstelle nur circa 150 Schritt von dem einstigen wendischen Burgwall entfernt ist und der Typus der Gefässe der Burgwallperiode entspricht, so können sie auch zweifellos als Kultur-Überreste der Bevölkerung jenes Burgwalls angesehen werden.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, zu welchem Zweck die Eingrabung stattgefunden haben mag und zwar deshalb schwierig, weil der Inhalt verworfen ist und nicht mehr festgestellt werden kann. Der gemeine Begriff „Asche“ kann im Sinne der Arbeiter vieles bedeuten, von schmutzigem Sande bis zum Leichenbrand. Die letztere Bedeutung mag hier ferner liegen, weil nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung feststeht, dass die slavische Burgwallbevölkerung ihre Toten nicht verbrannte. Sollte sich aber dennoch ergeben, dass der Inhalt Leichenbrand war, dann würden die Feststellungen, die der althergebrachten und noch vor 40 Jahren ziemlich allgemeinen Bezeichnung germanischer Gräberfelder als „Wendenfriedhöfe“ ein Ende machten, noch nicht als abgeschlossen gelten können. Berichtet doch auch Bischof Thietmar von Merseburg, der im 11. Jahrhundert, also zur Zeit der Burgwallbevölkerung, lebte, dass in Polen die Leichen verbrannt werden. Chronik, Buch VIII, Kap. 2. „Jeder Frau ward, wenn ihr Mann gestorben und sein Körper verbrannt war, der Kopf abgeschlagen.“

Unser Mitglied, Herr Neupert, dem wir diesen Fund, wie viele andere Erinnerungsstücke aus Spandau und Umgegend verdanken, hat vielleicht die Güte, nach dem Inhalt der Gefässe weiter zu forschen und event. eine Probe beizubringen.

XXIV. Herr Robert Mielke: Photographische Aufnahmen von Wohnungseinrichtungen und Interieurs. Es ist bekannt, welche grosse Wichtigkeit für die Kulturgeschichte die Kenntnis der verschiedenen Wohnungsformen hat, bekannt auch, dass die Wissenschaft um so mehr auf diese Kenntnis verzichten muss, je weiter die Zeiten von uns entfernt sind. Wenn wir dennoch diese Lücke nicht allzusehr empfunden haben, so liegt es daran, dass die Kultur einst einheitlicher und geschlossener war als heute, wo unsre gesamte Kulturentwicklung auseinanderstrebt, wo der einzelne nicht mehr im Banne der Gesamtheit, der Sitte und der Überlieferung steht. Je vielseitiger unsre Lebens- und Verkehrsformen werden, um so grösser ist auch die Freiheit des einzelnen, seine ihm zusagenden Bedingungen selbst auszuwählen. Damit ist

aber für unsre Wohnungen — seien es nun solche auf eigenem Grund oder in Mietshäusern — die Stetigkeit geschwunden und der Wechsel in der Form ein dauerndes Wahrzeichen geworden. Was heute genügt, ist morgen verändert; was vor einigen Jahrzehnten war, ist bereits entschwunden und geschichtlich geworden. Dankbarer würde es daher schon die nächste Zeit begrüßen, wenn sich eine Stelle fände, an der die Wohnungsformen der Gegenwart in Abbildungen gesammelt werden. Auf meine Anregung hin hat sich Herr Geheimrat Friedel bereit erklärt, eine solche Sammlung in dem Märkischen Provinzial-Museum anzulegen und weiter zu pflegen. Heute, wo jeder photographiert oder doch wenigstens im näheren Umkreis einen photographierenden Bekannten hat, dürfte eine solche Bilder-Sammlung keine Schwierigkeit machen.

Selbstverständlich kann es sich dabei nicht um Pracht- und Prunkräume handeln, die bereits in unsern kunstgewerblichen Zeitschriften einen bevorzugten Platz gefunden haben und auch — weil sie zumeist von Berufsdekorateuren geschaffen werden — von der Eigenart des Bewohners so gut wie nichts zeigen, sondern um Räume wie Korridore, Küchen, Schlaf- und andere Zimmer, die in dem Zeichen des täglichen Gehens und Lebens stehen. Da es vielleicht nicht nach dem Geschmacke eines jeden ist, seine Wohnung je dem Blicke preiszugeben, so dürfte es genügen, wenn bei der Angabe das Stadtviertel und die Strasse, Vorder- oder Hinterhaus gekennzeichnet ist und bei sonstigen märkischen Wohnungen die Landschaft und der Wirkungskreis des Besitzers (ob Geistlicher, Lehrer, Beamter, Landmann, Gewerbetreibender etc.) angedeutet ist. Ich kann diese Anregung hier wohl mit der Erwartung schliessen, dass aus den Kreisen der Brandenburgia diese Sammlung in jeder Weise gefördert wird, die damit als erste dieser Art leicht auch vorbildlich für andere Landesteile werden könnte.

XXV. Herr Dr. Gustav Albrecht besprach Schloss Plaue an der Havel. Wir hoffen den Vortrag in erweiterter Form im nächsten Heft als besonderen Aufsatz bringen zu können.

XXVI. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.